

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 291. Bromberg, den 18. Dezember 1935

Befehl aus dem Dunkel.

Roman von **Hans Dominik.**

(4. Fortsetzung.)

Marian fuhr zurück und erblaßte. Seine Augen blickten in banger Furcht auf Georg. Nach ein paar hastigen Atemzügen begann er stockend:

„Georg, ist es wahr? Treibst du keinen Scherz mit mir? Hast du wirklich das Geheimnis von Allgermissens Platte gefunden?"

„Aber, Marian, was hast du? Ich dachte, du würdest dich freuen. Gewiß habe ich das Geheimnis Allgermissens ergründet. Es ist kein Scherz."

Marian wandte sich unwillig zur Seite. „Das ist Sünde ... Frevel, Georg! Das widerspricht jedem göttlichen Recht und Gesetz .."

Georg trat zu ihm und legte den Arm um ihn. „Aber, Marian, wie kannst du eine durchaus natürliche Sache, deren physikalische Erklärung ich dir jetzt leicht zu geben vermag, für Sünde und Frevel halten?"

Marian schüttelte den Kopf. „Das hier", er deutete auf die Apparatur, ist ja wohl noch harmlos, wenngleich es auch kaum begreiflich erscheinen muß. Aber denke doch weiter, Georg. Denke an die Folgen, wie sie bei einer Weiterentwicklung dieses kleinen Verstärkers zu einem gewaltigen Sender sich auswirken müssen auf größere Entfernungen, große Menschenmengen ... auf Städte ... Völker ... Länder."

„Nun, Marian", erwiderte Georg mit etwas gezwungenem Lachen, „du siehst wohl schon die Zeit kommen, wo ich dem lieben Herrgott ins Handwerk pfusche und ..."

„Georg, ich bitte dich! Laß das! Mag es auch jetzt für dich ein Triumph sein, hinter das Geheimnis von Allgermissens übernatürlichen Kräften gekommen zu sein, vergiß es nicht ... denke immer daran, wie Allgermissen geendet hat."

„Ach was, Marian! Deine Besorgnisse gehen zu weit. Kann ich auch jetzt die Tragweite dieser Entdeckung noch nicht voll überschauen, so glaube ich doch nicht, daß jemals das eintreten wird, was du befürchtest. Komm! Sei kein Narr, setz' dich zu mir! Ich werde dir erklären, daß das, was du für übernatürlich hältst, eine ganz einfache physikalische Erscheinung ist.

Allgermissen ging von der Tatsache aus, daß das denkende menschliche Gehirn Hertzsche Wellen ausstrahlt. Er schuf sich einen Verstärker von besonderer Art, der diese Gedankenwellen ebenso verstärkt wie ein gewöhnlicher Radioverstärker die Rundfunkwellen. Du weißt ja, daß sich jeder Laie mit einem einfachen Radioverstärker Schallplatten herstellen kann. Das gleiche machte Allgermissen mit den Gedankenwellen. Er ließ sie durch seinen Verstärker, unter dessen Eingangsantenne er saß, aufnehmen, verstärken und durch den üblichen Plattenstichel in das Wachs eingraben. So entstand diese geheimnisvolle Platte.

Und nun umgekehrt: Die Wachsplatte auf den Teller eines Grammophons gelegt, betätigt eine elektromagnetische Dose, die das Empfangene durch den Verstärker in die Ausgangsantenne gehen läßt. Mit dem Erfolg, daß die auf der Wachsplatte eingegrabenen gedanklichen Befehle Allgermissens millionenfach verstärkt alle eigenen Gedanken eines Menschen, der unter der Ausgangsantenne steht, überwältigen und sich durchsetzen. Wobei, wie du gesehen hast, jeder Widerstand vergeblich ist."

„Aber wie kam es, Georg, daß ich, als ich im Bereich der Antenne stand, nicht auch dem Zauber unterlag? Und wie kam es, daß nicht auch jener Offizier, der Allgermissen erschoß, dem Zwange der Platte folgen mußte?"

„Diese Fragen will ich dir schnell beantworten. Der Offizier war durch seinen Stahlhelm gegen die Wellen von der Deckenantenne eben noch abgeschirmt. Und du wurdest nicht betroffen, weil du nicht auf die gesendeten Wellen eingestimmt bist. Nenne es Zufall, nenne es Schicksalsfügung, daß ich es war."

„Gut! ... Mag sein. Aber immer wieder muß ich dich dann fragen, wie war's bei dem General Iwanow, wo alle der Platte folgen mußten?"

„Dafür habe ich vorläufig keine Erklärung, Marian. Wahrscheinlich stand die Lösung dieses Rätsels auf dem verlorenen Rand der Platte."

„Nun, einerlei! Wir haben's ja schon hundertmal gegeneinander ausprobiert, uns gegenseitig abzustimmen, und uns dann rein gedanklich untereinander zu verständigen. Bitte, Georg, stimm mich auf deine Welle ein. Dann muß ich ja auch der Zauberplatte folgen."

„Gut!" rief der. „Um ganz sicher zu sein, Marian, daß du auf meine Welle abgestimmt bist, noch dies!" Er war bei diesen Worten ganz nahe an Marian herangetreten und schaute ihn mit festem Blick wortlos an. Der Bruchteil einer Sekunde, dann drehte sich Marian um und stellte sich in die Mitte des Zimmers.

Georg nickte ihm zu. „Richtig verstanden!" Dann ging er zu dem Apparat und setzte die Nadel auf die Platte. Nachdem er sich schnell den Stahlhelm über den Kopf gestülpt hatte, ließ er die Platte laufen. Sie drehte sich stumm. Kein Ton war zu vernehmen, außer dem leichten Nadelgeräusch. Er schaute mit höchster Spannung zu Marian. Der stand, wie vorher er selbst, in der Mitte des Zimmers unter den an der Decke gespannten Drähten. Und dann war es genau so wie eben.

Marians Gesicht in heftigem Abwehrkampf fremden Willens ... Sein Widerstand schwächer und schwächer. Die Gestalt, eben noch mit dem Boden wie verwachsen, fing an zu wanken ... zu schwanken ... zu tanzen.

Georg frohlockte innerlich. Da sah er Marians Gesicht, das totenblaß war, in dessen Augen ein Ausdruck verzweifelter Bitte lag. Er sprang zum Apparat und stellte ihn ab. Marian wankte zu einem Sessel. Seine Augen gingen wie irr zu der Antenne, zu der Wachsplatte. Georg trat zu ihm und strich ihm beruhigend über den Kopf.

„Aber, Marian! Hat es dich so mitgenommen? Du siehst ja aus, als ob du etwas Unheimliches, Entsetzliches erlebt hättest. Und dabei ist es doch ein ganz natürliches Phänomen. Ich gab dir doch schon die physikalische Erklärung."

Marian schüttelte den Kopf. „Trotzdem, Georg . . . das Gefühl, unter fremdem Zwang etwas tun zu müssen, wogegen sich jede Faser sträubt, ist fürchterlich."

„Es mag sein, Marian, daß deine sensiblen Nerven besonders stark auf den gewaltsamen Zwang reagierten. Wir werden das Experiment zu einer besseren Stunde in anderer Weise wiederholen."

Lange noch sprachen sie über das unerhörte Erlebnis . . . über weitere Versuche und Möglichkeiten. — — —

Die freudige Stimmung, in der Georg am nächsten Morgen erwachte, erhielt einen starken Dämpfer, als ihm in einer Sitzung mit dem alten Prokuristen Stenneseld und dem Konkursverwalter der Stand der Konkursmasse klargemacht wurde. Es ging auf die fünfte Nachmittagsstunde, als der Konkursverwalter sich verabschiedete.

Georg Astenryk und der Prokurist saßen niedergeschlagen, gedrückt da.

„Das war ja wenig erfreulich", meinte Georg, „was der Konkursverwalter da sagte. Wenn wirklich nicht mehr bei einer Versteigerung der Fabrikanlagen und der Lagerbestände herauskommt als die von ihm genannte Summe, so hätten wir ja gegen die Buchwerte einen Ausfall von achtzig Prozent."

Der alte Stenneseld zuckte die Achseln. „Ein Jammer, wenn man denkt, daß alles so verschleudert werden soll. Aber wer kann das heute schon wissen! Vielleicht findet sich doch ein Bieter, der mehr zahlt."

„Der Gedanke, daß auch mein Privatlabor mit zum Teufel gehen soll, ist mir besonders schmerzlich. Alles, was da drin ist, jedes Werkzeug, jeden Apparat, habe ich mir von Jugend an zusammengespart. Aber das nicht allein; das wäre ja nur ein Gefühlswert. Ich habe in der letzten Zeit so gute Fortschritte in meinen Arbeiten gemacht, daß der Verlust des Labors mir in vieler Beziehung schweren Schaden bringen würde."

„Nun, Herr Georg", warf der alte Stenneseld schüchtern ein, „der Konkursverwalter hat doch ausdrücklich gesagt, daß Sie unbedingt bis zu der Zeit, wo alles versteigert wird, das Laboratorium noch benutzen dürfen. Bis zum Versteigerungstermin sind immerhin noch einige Wochen. Bis dahin können Sie ungestört da drüben weiterarbeiten."

„Gewiß, ich werde die Gelegenheit nach Möglichkeit ausnutzen. Aber das ändert ja schließlich nichts daran, daß mir in ein paar Wochen doch alles verlorengeht. Schade um die schönen Apparate! Auf welchem Althändlerhof werden sie verrosten und verkommen?"

„Hm!" fiel Stenneseld ein. „Da kommt mir eben ein Gedanke. Sicherlich wird Ihr Laboratorium im Wohnhaus nicht zusammen mit den Fabrikanlagen versteigert werden. Es wird mit den Zimmereinrichtungen des Wohnhauses unter den Hammer kommen."

„Und weiter?" fragte Georg.

„Nun", meinte der Prokurist zögernd, „derartige Dinge bringen auf Auktionen so gut wie gar nichts. Vielleicht . . ." er sah Georg von der Seite an, „. . . können Sie irgendwo Geld auftreiben, um das Laboratorium in der Versteigerung billig durch einen anderen zu erstehen."

„Da haben Sie recht, Herr Stenneseld", sagte Georg, „ich will mir das mal überlegen. Vielleicht beauftrage ich den alten Werkmeister Konze damit." —

*

„Ich habe sehr wohl verstanden, mein lieber Herr Godard. Ihr neuer Kriegsplan gegen Astenryk findet meinen vollen Beifall. Ich bin neugierig, was Herr Forbin dazu sagen wird. Hoffentlich funktioniert die Regie diesmal besser."

„Das wäre sehr erwünscht, Herr Samain. Bei dieser verdammten Geschichte haben wir bis jetzt wenig Lorbeeren geerntet. Die Herren in Paris werden enttäuscht sein. Zu dumm, daß Ihre Sache neulich nicht klappte, als Astenryk nach Paris verreist war. In dem Haus war damals nur der Diener Heidens anwesend. Es wäre doch kein großes Kunststück gewesen, den irgendwie unschädlich zu machen und dann . . . dann hätte ja Herr Doktor François Zeit genug gehabt, sich in dem Laboratorium gründlich umzusehen.

Sie haben sich da einen schlechten Helfer gesucht. Mit einer Alarmanlage war doch unbedingt zu rechnen. Ein geschickter Mann hätte das berücksichtigt und Gelegenheit gefunden, die Leitungen durchzuschneiden . . . oder falls es eine Ruhestromanlage war, sie mit den Kenntnissen, die ich bei einem tüchtigen Helfer unbedingt voraussetze, anderswie unschädlich gemacht. Auch Ihnen, mein lieber Herr Samain, kann ich nur empfehlen, sich solche Kenntnisse anzueignen. Man kann so etwas immer mal brauchen."

„Übrigens, Herr Godard, Herr Forbin, an dem wir eine so kräftige Hilfe haben sollten, kümmert sich eigentlich nicht viel um unsere Angelegenheit. Er behandelt sie mit einer Nonchalance, als ob ihm das alles nicht recht paßte."

„Leider muß ich Ihnen da recht geben, mein lieber Samain, und das ist sehr schade, denn Forbin ist ein schlauer Fuchs. Ich kann nichts anderes vermuten, als daß er bessere, lohnendere Beute wittert. Ah, da kommt er ja endlich!"

Godard deutete auf Forbin, der eben in das Restaurant, in dem sie saßen, eintrat.

„Guten Abend, meine Herren. Bitte tausendmal um Entschuldigung. Ich konnte nicht früher kommen, kann auch gar nicht länger bleiben. Ich erwarte um elf Uhr in meinem Hotel einen wichtigen Telephonanruf."

„Das ist ja sehr bedauerlich, Herr Forbin. Wir hätten doch einiges mit Ihnen zu besprechen gehabt, was auch nicht unwichtig ist."

„Es ist mir sehr peinlich, Herr Godard. Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen. Würden Sie vielleicht so liebenswürdig sein, und mich auf dem Wege zu meinem Hotel am Marktplatz begleiten? Vielleicht könnten wir die Angelegenheit unterwegs besprechen."

„Gewiß, das könnten wir machen", meinte Samain und sah Godard fragend an.

Der nickte. „Meinethalben! Das Wetter ist ja sehr schön. Gehen wir ein Stück spazieren. Aber sagen Sie zunächst einmal, Herr Forbin, wie ist denn Ihre Unterredung mit Georg Astenryk ausgefallen?"

„Natürlich alles vergeblich! Wußte ich ja gleich. Er läßt sich auf nichts ein. Aber . . . man hatte es in Paris so gewollt . . . nun, ich hab's gemacht."

Sie traten aus dem Restaurant und schlenderten in lebhafter Unterhaltung die Straße hinunter. Nachdem sie ein Stück gegangen waren, bogen sie in die Kölner Straße ein, die an einigen industriellen Anlagen vorbei zum Marktplatz führte. Sie war völlig menschenleer.

„Da liegt der locus delicti, Herr Samain, wenn ich ‚delicti' mit ‚Dämlichkeit' übersetzen darf." Godard blieb stehen und deutete auf das Astenryksche Wohnhaus.

Forbin lachte. „Allerdings, da haben Sie sich eine gute Gelegenheit aus der Nase gehen lassen. Jetzt heißt es andere Wege einschlagen."

„In der Voraussicht Ihres Mißerfolges, mein Herr, haben wir die schon eingeschlagen. Es ist uns gelungen, uns der Hilfe des Gerichts zu versichern. Wir sind von glaubwürdiger Seite benachrichtigt worden, daß Georg Astenryk, nachdem sein pekuniärer Untergang unabwendbar, angefangen hat, allerhand Dinge beiseitezuschaffen, die eigentlich zur Konkursmasse gehören."

Forbin pfiff leicht durch die Zähne, nickte verständnisvoll.

„Ah, Sie verstehen schon", warf Samain anerkennend dazwischen.

„O ja. Auf solche Scherze verstehe ich mich auch. Damit Sie sehen, daß ich im Bilde bin, will ich Ihnen sagen, wie's weitergeht. Morgen oder an einem der nächsten Tage wird jemand als Vertreter des größten Konkursgläubigers mit dem Konkursverwalter und einem Gerichtsvollzieher oder so etwas Ähnlichem in dem Laboratorium Astenryks erscheinen und einen Gerichtsbeschluß vorlegen, wonach er sofort mit Stock und Hut das Haus zu verlassen hat, weil es dem Gericht glaubwürdig gemacht worden ist, daß er Teile der Konkursmasse beiseiteschafft."

„Ah! Bravo!" Die beiden anderen Herren klatschten in die Hände. „Gut gemacht! Genau so wird es kommen . . ."

„Halt, meine Herren! Ich war noch nicht fertig", sagte Forbin, „gleich darauf werden einige tüchtige Spezialisten von Pariser Provenienz kommen, die in vollem Gang befindlichen Arbeiten studieren und versuchen, sich die Früchte Astenryks zu Gemüte zu führen."

„Auch das war durchaus richtig!"

„Das kann, wenn alles klappt, allerdings sehr erfolgreich sein, meine Herrschaften". Forbin sah auf die Uhr. „Ich darf mich wohl hier verabschieden. Ich muß eilen, es ist gleich elf. Auf Wiedersehen für morgen!"

(Fortsetzung folgt.)

Tante Malwine renkt ein.

Heitere Skizze von **Gerda Hellmann.**

Wenn man jung, gesund und glücklich verheiratet ist und überhaupt keine Sorgen hat, wie Kurt und Eva, dann soll man ein vergnügtes Gesicht machen, findet Tante Malwine. Eva sieht mächtig verheult aus, als sie ihr öffnet. „Geh doch bitte gleich zu Kurt auf den Balkon, Tante, ich koche gerade Kaffee", und sie verschwindet auffällig schnell in der Küche. — „Kakteen dürfen doch nicht schwimmen!" sagt drinnen Tante Malwine empört und nimmt Kurt die Gießkanne mit einem Ruck aus der Hand, „laß das man lieber sein. Was hat's denn zwischen Euch gegeben?"

Kurt antwortet nicht gleich. Er zündet sich erst umständlich seine geliebte kurze Pfeife an, dann pflanzt er sich in seiner ganzen Länge vor der kleinen rundlichen Tante auf.

„Eva ist bockig", sagt er und pafft wütend, „sie hat seit gestern kein Wort mit mir gesprochen. Gestern — der schönste, strahlendste Sonntag seit langem — wollten wir mit dem Motorrad nach dem Scharmützelsee zu meinem Freund Dickus, der dort ein Grundstück hat und die fabelhafteste Segeljolle, die ich kenne. Wir haben uns riesig gefreut und sind schon startbereit, als Eva ihre Schutzbrille vermißt. „Sie wird im Handschuhkasten sein, wo sie immer liegt, oder du hast sie in der Tasche, Evchen", sage ich. Nein, sie ist nicht dort, wo sie zu liegen hat, sie ist auch nicht in der Tasche, sie ist überhaupt nicht da. Wir suchen in allen Schubladen, Kästen und Schränken, auf, in und unter den Betten, im Vogelbauer und in der Badewanne. Die ganze Wohnung wird umgekrempelt, das Ding ist nicht zu finden. Schließlich werfe ich mich wütend in einen Sessel, es gibt dabei einen merkwürdigen Knacks. Was soll ich dir sagen, es ist die Schutzbrille, vollkommen kaputt. Ich habe fürchterlich lachen müssen, aber Eva machte ein bitterböses Gesicht und nennt mich einen „Trampel". „Erlaube mal, liebes Kind", wehre ich mich, „was kann ich dafür? Gehört so ein zerbrechliches Ding in einen Sessel? Du hast sie dort hingelegt. Nur deine Schlamperei ist daran schuld! Na, nun ist ja nichts daran zu ändern, du nimmst meine Brille, komm, wir haben schon genug Zeit vertrödelt."

„Niemals dulde ich, daß du ohne Schutzbrille fährst, Kurt", sagt Eva energisch, „du hast wohl ganz vergessen, wie es Herrn Kringelmann gegangen ist, der immer ohne fuhr. Bis ihm eines Tages ein Insekt ins Auge flog, natürlich ein giftiges Vieh, und er eine scheußliche Augenentzündung bekam. Sechs Wochen hat er im verdunkelten Zimmer hocken müssen und kann von Glück sagen, daß er wieder sehen kann. Ausgeschlossen! Dann fahre ich nicht mit dir los."

Über ihre Besorgnis bin ich ganz gerührt und entschließe mich, auf die Motorradfahrt zu verzichten. Ich streichelte ihr zärtlich die Hand: „Schön, Liebling, wir ziehen uns schnell um und fahren mit der Bahn." — „Ich danke", sagt sie patzig und wendet sich ab, „bei der Hitze quetschte ich mich nicht in den überfüllten Zug und lauf dann noch 'ne Stunde vom Bahnhof aus. Und das alles nur, weil du so ein unverbesserlicher „Trampel" gewesen bist."

Tante Malwine, das war zuviel! Ich bin ein gutmütiger Mensch, aber „Trampel" erschien mir in diesem Fall ungerecht. Ich habe die Tür zugeknallt und bin allein gefahren."

„Recht so, mein Junge!" Kurt kann Tante Malwines abgewandtes Gesicht nicht sehen. Als sie es ihm wieder zuwendet, sieht sie merkwürdig streng und böse aus. „Eva ist ein ganz unliebenswürdiges Geschöpf. Unausstehlich eigensinnig! Außerdem bodenlos liederlich! Ich verstehe nicht, wie du es mit so einer Frau aushältst! Kein bißchen hat sie sich gefreut als ich gekommen bin. Ich alte Frau kann doch nichts dafür, daß ihr euch gezankt habt. Ich gehe jetzt fort. Nein, mein Lieber, halte mich nicht zurück!"

Im Nu ist sie an dem sprachlosen Kurt vorbei und setzt sich schon draußen den Hut auf, als die entsetzte Eva auf der Bildfläche erscheint. „Aber Tante", stammelt sie, „du wirst doch nicht schon gehen wollen! Ich komme ja sofort . . ." — „Dein Kurt ist ein Trampel", ruft Tante Malwine erbost, „ich verstehe nicht, wie du es mit ihm aushältst! Wie soll aus deinen schönen Kakteen etwas werden, wenn er sie unter Wasser setzt und mit Pfeifenasche düngt! Kein bißchen hat er sich gefreut, als ich gekommen bin. Er macht ein Gesicht, als habe er Zahnschmerzen. Ich alte Frau kann doch nichts dafür, daß ihr euch gezankt habt. Ich gehe jetzt fort. Nein, halte mich nicht zurück!"

Die Tür knallt hinter ihr ins Schloß.

Kurt und Eva sehen sich an. „Trampel!" ruft sie in heller Empörung und vergißt ganz, daß sie nicht mit Kurt sprechen will. „Das ist doch stark! Niemand hat das Recht, dich so zu nennen . . ." — „Als du allein", sagt Kurt lachend. Er ist mit einemmal sehr vergnügt. „Tante Malwine ist famos! Sie hat es fertig gebracht, daß du wieder mit mir sprichst. Ich verzeihe es dir deshalb, daß sie wie ein Rohrspatz auf dich geschimpft hat."

„Auf mich auch?" Nun muß auch Eva lachen. „Ich denke, sie hat eine Wut auf dich?"

„I wo", sagt Kurt gemütlich, „Tante Malwine nimmt nichts übel, das ist ihre beste Eigenschaft. Sie bringt uns ein Opfer, die gute Seele! Sie schwärzt uns gegenseitig an, damit wir nun ärgerlich auf sie sind und darüber unseren alten, dummen Streit vergessen. Kapiert?"

Bei dem nun folgenden Versöhnungskuß überhören sie fast das Klingeln an der Flurtür. Es ist Tante Malwine. „Kinder", sagt sie, noch atemlos vom Treppensteigen, „eine Frage: Wollt ihr lieber Streußel- oder Butterkuchen zum Kaffee?"

Das Geheimnis.

Skizze von **Ralph Urban.**

Es war an einem Sonntag. Herr Hubmann blieb noch beim Frühstückstisch sitzen und studierte die Zeitung, während die Frau schon in die Küche gegangen war und Heinz sich in das andere Zimmer zurückgezogen hatte, um angeblich noch eine Schulaufgabe durchzusehen.

Nach einer Weile legte Herr Hubmann die Zeitung weg, stand auf und streckte sich genießerisch wie eben nur jemand, der nach harter Arbeitswoche sich einen faulen Tag leisten kann. Dabei fiel ihm etwas ein, und er ging zu seinem Herrn Sohn hinüber.

„Was ich dich fragen wollte", meinte er, schon während er die Tür öffnete. Sogleich aber vergaß er die beabsichtigte Frage, denn Heinz, der gerade mit dem Rücken gegen ihn beim Tisch stand, war zusammengezuckt und hatte blitzschnell etwas unter seinen Rock verschwinden lassen. Dies gefiel Herrn Hubmann gar nicht. Mit einer steilen Falte auf der Stirn trat er dem Sohn gegenüber, der plötzlich übereifrig in einem Schulbuch blätterte.

„Heinz", sagte der Vater, „was hast du denn eben versteckt?"

„Iiii—ch?" Es klang grenzenlos erstaunt.

„Ja, du! Und zwar unter deinem Rock. Laß einmal ansehen!"

Der Junge wurde rot. Verzweiflung, Scham und den ganzen wilden Trotz eines Vierzehnjährigen verrieten die weichen Züge seines Mädchengesichts.

„Ich habe wirklich nichts, Vater!"

„Los, her damit!"

Frau Hubmann erschien in der Tür und wartete dort besorgt und unglücklich auf das Gewitter.

Heinz stand hochaufgeschossen, eine blonde Strähne in der Stirn, und rührte sich nicht. Etwas Unsichtbares aber türmte sich vor ihm auf, das etwa heißen mochte: zerreiße mich in tausend Stücke, doch verlange nur dies nicht von mir.

„Jetzt ist es genug! Augenblicklich her damit!" Erbarmungslos hart klang die Stimme des Mannes.

Um die Lippen des Jungen zuckte es. Mit wildem Trotz blickte er den Vater an, griff aber doch in die Brustgegend seines zugeknöpften Rockes und brachte eine Broschüre zum Vorschein. Der schwächere Wille hatte sich dem stärkeren gebeugt.

Der Vater hielt das in der Mitte zusammengefaltete Heft in der Hand, ohne darauf zu blicken. Er sah unentwegt seinem Sohn in die Augen.

„Hier hast du das Zeug wieder", sagte er nach einigen entsetzlichen Sekunden, „ich will nicht wissen, was es ist. Merke dir aber für die Zukunft: wenn ich dir etwas befehle, dann geschieht es nur aus meinem Verantwortungsbewußtsein heraus, und du kannst Vertrauen haben, denn ich werde nie Übermenschliches verlangen!" Damit gab er die Broschüre dem Jungen zurück, der befreit, bewundernd und ein

wenig fassungslos den Vater anstarrte. Frau Hubmann ging mit einem tiefen Seufzer erleichtert in die Küche. Der Sonntagsfriede war gerettet. —

Am späten Abend, nachdem Heinz schon zu Bett gegangen war, kam Frau Hubmann nochmals auf die Geschichte zu sprechen. „Ich mache mir Sorge um den Jungen", meinte sie. „Wer weiß, was er da für schreckliche Sachen liest! Es soll solche verbotenen Bücher geben, die den Halbwüchsigen die Seele vergiften."

„Ganz so schlimm wird es wohl nicht sein", entgegnete bedächtig der Mann. „Wir müssen unseren Kindern vertrauen, und wir müssen ihnen ihre Geheimnisse lassen. Jungens haben oft ganz merkwürdige Geheimnisse. Wenn ich mich so erinnere . . ." Herr Hubmann begann von damals zu erzählen. —

Wenn Mütter besorgt sind, dann werden sie meist neugierig. Sobald am nächsten Morgen ihr Mann und ihr Sohn aus dem Haus gegangen waren, begann Frau Hubmann ein Geduldspiel. Sie versuchte einen nach dem andern der zahlreichen in der ganzen Wohnung vorhandenen Schlüssel an dem Schloß jener Lade, in der Heinz seine Schätze aufbewahrt hatte. Mit dem Schlüssel von der Küchenkredenz glückte es endlich. Die Mutter brauchte nicht lange zu suchen, das schreckliche Buch lag gleich obenauf, mit dem Gesicht nach unten. Bangen Herzens drehte sie es um und las den Titel:

„Liebesbriefsteller.

Unfehlbare Wege, um auch ein sprödes Herz zu gewinnen!"

Befreit lachte Frau Hubmann auf. Nachdenklich, aber gut gelaunt brachte sie alles wieder in schönste Ordnung, der Herr Sohn sollte nichts davon merken. Mütter sind schon so: Sie behüten die Geheimnisse ihrer Kinder, sobald sie nur selbst darüber Bescheid wissen.

Religion vor 20 Jahrtausenden.

Der Rektor der Wiener Universität, Prof. Dr. Oswald Menghin, sprach vor kurzem im Österreichisch-Ausländischen Studentenklub vor einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft aus allen wissenschaftlichen Kreisen über die ältesten Spuren menschlicher religiöser Betätigung, indem er die Frage beantwortete, was wir von der Religion der Eiszeitmenschen wissen. Den „Wiener Neuesten Nachrichten" zufolge führte er dabei u. a. folgendes aus:

Die ältesten und deutlichsten Spuren menschlicher Religion befinden sich in den Alpentälern, vornehmlich der Schweiz, wo Zeugnisse für dargebrachte Dankopfer aufgefunden wurden, die dem Gelingen einer Jagd galten. Es sind namentlich Schädel von Höhlenbären, die der Gottheit aufgeopfert wurden, und zwar auf kleinen primitiven Steinbauten oder in Felsklüften, wo sie für das höhere Wesen hinterlegt wurden.

Während nun diese Funde der älteren Eiszeit angehören, sind uns viel reichlichere Funde für das religiöse Leben aus der jüngeren Eiszeit erhalten, also aus einer Zeit, die zehn bis zwanzig Jahrtausende hinter der christlichen Zeitrechnung zurückliegt. Es sind vor allem die eiszeitlichen Höhlenreste, die sehr lehrreiche Aufschlüsse geben. Im Anfang der Kulturentwicklung dieser Zeit liegt der Kult einer Göttin, die wahrscheinlich die Urform ist für die noch in historischer Zeit in verschiedenen Gestalten bei verschiedenen Völkern auftretende große „Erdmutter". Wir finden sie in den Mythologien als Astarte oder Istar in Vorderasien, als Aphrodite und als Venus, aber immer als Göttin der Fruchtbarkeit. Eines der wichtigsten Denkmäler dieser religiösen Kultur ist aus unserer Gegend die „Venus von Willendorf" und ähnliche Funde wie diese Statuette machte man in Deutschland, in Ungarn, in Rußland, Frankreich und Italien. Die Gestalt der Bildnisse weist deutlich auf die ihnen zugeschriebenen Funktionen hin.

In der gleichen Zeit blühte aber auch schon die Magie und die Zauberei. Die sichtbarsten Denkmäler dafür sind die Felsmalereien, welche — hauptsächlich in Frankreich und in Spanien — an Stelle der Höhlen angebracht sind, die außerordentlich schwer zugänglich und stets in größerer Entfernung von den Wohnstätten angebracht wurden, also nicht als Wohnschmuck dienten, sondern tatsächlich für Kultzwecke. Darauf deuten auch die symbolischen Zeichen hin, die sich in diesen Malereien finden und an den Jagdzauber der Primitiven erinnern. Aber auch plastische Lehmfiguren finden sich in den Höhlen, auf welche nach den vorgefundenen Spuren offenbar mit Speeren geschossen worden ist. Das war ein Jagdzauber oder eine Jagdmagie, die den Erfolg der Jagden sichern sollte.

Dann aber findet man wieder Zauberbilder, die dem Dienst der Fruchtbarkeit gewidmet waren, namentlich Verbindungen von weiblichen mit männlichen Tieren, die in den Bildern dargestellt werden.

Der Vortragende zeigte an vielen vorgeführten Reproduktionen, daß in der jüngeren Eiszeit die religiösen Spuren einen gewissen Rückschritt gegen die ältere Zeit bedeuten. Soweit gegenwärtig noch wissenschaftlich greifbare Spuren über die Anfänge der Religion vorhanden sind, deuten sie darauf hin, daß auf die Opferhandlungen der älteren Zeit Zauberei und Magie folgten, was sicherlich eine Verfallserscheinung bedeutet.

Franz Liszts deutscher Name.

Zur Frage der völkischen Zugehörigkeit Franz Liszts, die anläßlich des Lisztjahres überall lebhaft erörtert wird, schreibt Schulrat Josef Christelbauer den „Wiener Neuesten Nachrichten":

„Im Jahre 1923 war's, als Schulrat Benno Mengele als Leiter des Schulwesens in den Bezirk Pullendorf berufen, Raiding aufsuchte. Ihn drängte es, das Taufbuch von 1811 zu sehen. Da zeigte sich zu seinem Erstaunen die Eintragung des so berühmt gewordenen Raidinger Täuflings als Franz List, also in echt deutscher Schreibweise. Lists Vater war damals Gutsbeamter des Fürsten Esterhazy und hatte die Verwaltung der Schafzüchtereien. Die Zeitströmung hatte es wohl mit sich gebracht, daß der gute deutsche Name List magyarisiert wurde und alle Welt schwört jetzt, daß Liszt die ursprüngliche Schreibweise sei. Es wäre an der Zeit, sich der Eintragung im Raidinger Taufbuch zu besinnen."





„Sie sind vom Tanz so heiß geworden, Fräulein, wollen wir nicht in den Garten gehn und uns abkühlen?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.